

Farid Suleiman & Mira Sievers (Hg.). *The Grammar of 'God' in Judaism, Christianity and Islam*. De Gruyter. 2024. 120 Seiten. ISBN 978-3-11-150136-9.

Rezensiert von **Tobias Specker SJ**

Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen/Frankfurt

Wenn Theologien ihre interreligiösen Beziehungen reflektiert vertiefen wollen, so geschieht dies nicht nur durch das Studium der jeweils anderen Tradition, sondern auch durch die Frage, ob ein fruchtbarer gemeinsamer Bezug auf eine dritte Position möglich ist. Diese „Figur des Dritten“, deren Bedeutung auch in der komparativen Theologie hervorgehoben wird, ist in der formativen und klassischen Periode des Islam durch die Rezeption aristotelisch-neuplatonischer Philosophie gegeben, die in Methodik und Fragestellung christliches, islamisches und jüdisches theologisches Argumentieren angeregt und zu Überschneidungen geführt hat. Die Figur des Dritten tritt heute deutlich prägnanter im Plural auf und umfasst philosophische, politik- und sozialwissenschaftliche oder auch naturwissenschaftliche Fragehorizonte. Der vorliegende Band buchstabiert eine spezifische Referenz aus, indem er sein Anliegen wie folgt formuliert: „To bridge the gap between religious convictions and philosophical contemplation, this edited volume adopts a distinct approach by taking the later philosophy of Wittgenstein as a new ‚figure of the third“ (S. 3).

Der Publikation liegt ein Forschungsprojekt der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft (AIWG) zugrunde, das 2020/21 in nachfolgender Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Forschungszentrum für Interreligiöse Diskurse (BaFID) nichts Geringeres unternahm, als jüdische, christliche und islamische Theologen und Theologinnen anhand des sprachanalytischen Spätwerkes des österreichischen Philosophen über das Verständnis des Wortes „Gott“ in das Gespräch zu bringen. Die Leitidee, Wittgensteins Konzeption von Philosophie als grammatischer Untersuchung auf theologische Fragestellungen anzuwenden, kann auf Bemerkungen und Gespräche Wittgensteins selbst zurückgreifen, die der Beitrag von Genia Schönenbaumsfeld exemplarisch rekapituliert. Zugleich kann der Band an eine etablierte theologische Rezeption Wittgensteins anknüpfen, die auch zum Beispiel von Klaus von Stosch in das interreligiöse Gespräch eingebracht wurde.

Das Verständnis von Theologie als grammatischer Analyse hat dabei zunächst eine kritische Funktion, um ein angemessenes Verständnis religiöser Sprache zu etablieren: „Wittgenstein eschews metaphysical theorizing in favor of gaining clarity through the method of grammatical investigation of our concepts“ (S. 9). Die Annahme ist, dass theologische Argumentationen ebenso wie ihre religionskritische Bestreitung auf ungeklärter Verwendung religiöser Ausdrücke (z. B. „Wie kann Gott zugleich unendlich und eine Person sein?“ (S. 22) beruhen können, die alltägliche Redeweise auf theologische Sachverhalte übertragen, ohne die Konstitution der Bedeutung aus der jeweiligen Sprachverwendung zu erschließen. Demgegenüber ist die Leitperspektive: „Practice gives the words their sense“ (S. 16), wobei Praxis im weiten Sinne einer entsprechenden Lebensgestaltung („Christian form of life“ (S. 31) / „Islamic way of life“ (S. 98)) verstanden

werden muss, ganz im Sinne von Wittgensteins Bemerkung: „Also obgleich es *Glaube* ist, doch eine Art des Lebens“ (S. 30).

Genauer gesagt bringt die Analyse der Sprachverwendung erstens eine logische Syntax in den Blick, in der die Bedeutung nicht aus der Addition von isolierten Einzelbedeutungen entsteht. Zweitens betrachtet sie die Verbindung der Syntax mit den jeweiligen linguistischen Praktiken und plädiert damit drittens für eine Pluralität von Sprachspielen, in denen Worte auf unterschiedliche Weise gebraucht werden. Das Ziel der Untersuchung ist, „to acquire a new way of thinking and speaking about God which, in turn, allows one to participate in religious practices in a more whole-hearted way“ (S. 19).

Die Struktur des Bandes wird dem Anliegen, über die Figur des Dritten zu einem vertieften wechselseitigen Verständnis zu kommen, gerecht: Nach einer kurzen Einleitung folgen drei ausführliche Beiträge aus christlicher (Genia Schönenbaumsfeld), jüdischer (Daniel Weiss) und islamischer (Farid Suleiman) Sicht. Der christliche Beitrag bietet zudem einen Überblick über Themen des Spätwerkes von Wittgenstein und seines Bezuges zur Theologie, so dass dieser Beitrag auch einführend gelesen werden kann. Zum Abschluss reagieren in umgekehrter Reihenfolge die drei Beitragenden auf die jeweils zwei anderen Beiträge, so dass sich ein Netz aus Responsen ergibt.

Der Beitrag der Philosophieprofessorin **Genia Schönenbaumsfeld**, die an der Universität von Southampton über Wittgenstein und Kierkegaard forscht, knüpft an die Unterscheidung einer Oberflächen- von einer grammatischen Tiefenstruktur an und legitimiert ihre theologische Anwendung anhand einer Aussage aus Wittgensteins Konversation mit Rush Rees: „Our statements about God have a different grammar from our statements about human beings“ (S. 14). Inhaltlich geht sie von Wittgensteins Kritik an einem exklusiven „augustinischen“ Sprachverständnis aus, in dem isolierte Ausdrücke einzelne Objekte repräsentieren. Dieses Alltagsverständnis zeitigt kritische Folgen: Wenn es unreflektiert auf Sachverhalte religiöser Rede übertragen wird, wird nämlich so Gott als eine Art supranaturales, metaphysisches Objekt verstanden. Dieses übernatürliche Objekt wird sodann durch eine additive Übertragung von bekannten Alltagsbedeutungen weiter erschlossen, so dass eine widersprüchliche Konzeption Gottes entsteht, die Wittgenstein in einer Bemerkung spöttisch als „gaseous vertibrate“ (S. 15) charakterisiert. Schönenbaumsfeld akzentuiert derart eine Kritik des Anthropomorphismus, der nicht nur in Übertragung physisch anthropomorpher Aussagen, sondern auch in dem Verständnis Gottes als metaphysisches gegeben ist.

Schönenbaumsfeld wendet diese Kritik nun material auf die Trinitätstheologie an und unterstreicht, dass sich das trinitarische Verständnis Gottes nicht durch die Kombination der vorab bekannten Ausdrücke „Person“ und „drei“ erschließt. Positiv rehabilitiert Schönenbaumsfeld die Barth'sche Rede von den „Seinsweisen Gottes“ gegenüber ihrer Kritik durch Wittgenstein: Die Barth'sche Trinitätstheologie, so Schönenbaumsfeld, ist gerade nicht als Aussage über ein metaphysisches dreieiniges Objekt, sondern als Regulativ der Rede von einem personalen trinitarischen Gott zu verstehen, die sowohl den Tritheismus und als auch den Modalismus vermeiden will.

Während Schönenbaumsfeld von der Darstellung Wittgensteins aus auf eine theologische Problematik zugreift, gehen die beiden weiteren Beiträge den umgekehrten Weg: Sie gehen von einer spezifischen theologischen Problematik aus und nutzen Wittgenstein zu einem „critical reassessment“ (S. 67). Das Ziel ist aufzuzeigen, dass die Problematisierung auf der mangelnden Berücksichtigung der Eigenständigkeit theologischer Grammatik beruht.

So geht der Senior Lecturer in den Jüdischen Studien der Universität Cambridge **Daniel H. Weiss**, der intensiv zur modernen jüdischen Philosophie und Theologie publiziert hat, von der Spannung zwischen Transzendenz und personaler Adressierbarkeit Gottes aus. Diese Spannung kristallisiert sich in der Frage,

ob Gott einen spezifischen Eigennamen haben kann, wie es die biblischen Quellen mit dem Tetragramm JHWH überliefern. Die frühe christliche Literatur sieht dies im Horizont der ihr zeitgenössischen Philosophie kritisch. Sie deutet den personalen Eigennamen als unangemessene Eingrenzung des Schöpfers alles Seienden und präferiert die Namenlosigkeit Gottes bzw. das Verständnis der Namen als „appellations derived from His good deeds and functions“ (S. 43). Die rabbinische Tradition hingegen hält grundlegend an der Angemessenheit des Eigennamens fest. Zugleich bindet sie das Aussprechen des Eigennamens an einen konkreten religiösen Vollzug, nämlich die rituellen Vollzüge im Tempel. Dieser ist jedoch zur rabbinischen Zeit zerstört und Gottes Präsenz (Schechina) ist nach rabbinischer Auffassung nur indirekt anwesend, so dass die rabbinische Tradition in der Verwendung des Substitutes (Adonai) Entzug und Präsenz zusammenhält und auf die messianische Wiederherstellung hofft. Ausführlich thematisiert Weiss auch die Reflexion über den Eigennamen Gottes in der modernen jüdischen Philosophie (Abraham Joshua Heschel und Herrman Cohen).

Angesichts dieser unterschiedlichen Traditionen will Weiss zeigen, dass die philosophisch-christliche Problematisierung eine vorschnelle und uniforme theoretische Klärung ist, die die Verbindung von religiöser Rede und religiöser Praxis des Gebetes missachtet. Es geht ihm dabei nicht darum, die größere Angemessenheit der rabbinischen Praxis zu erweisen, wohl aber, die kategorische Annahme zu entkräften: „If you want to uphold God's status as creator and not as created, you *must* robustly reject any notion of God having a name“ (S. 44). Hierzu rekurriert er auf Wittgensteins Kritik an einem deduktiv-begrifflichen Sprachverständnis, in dem Bedeutung allein durch die Subsumption unter einen Oberbegriff entsteht. Die Pointe seiner Überlegungen ist schließlich, einer logischen eine ethische Ausrichtung des Sprachgebrauchs gegenüberzustellen.

Der Ausgangspunkt des an der Universität Greifswald lehrenden islamischen Theologen **Farid Suleiman** ist der moderne Religionsbegriff, den er als ein uniformierendes Vorzeichen problematisiert, das die Moderne vor die Gottesfrage setzt: „Religion' is fully domesticated within the modern secular project's normative conceptual terrain that defines the modern ordering of reality and rationality“ (S. 77). Er folgert: „The outcome is a certain type of philosophical theism“ (S. 78). Der Allianz aus modernem Religionsbegriff und philosophischem Theismus setzt Suleiman die Pascal'sche Unterscheidung des „Gottes der Philosophen“ und des „Gottes Abrahams“ (mit einer abrahamitisch harmonisierten Weglassung von Isaak und Jakob) entgegen. Ersteren sieht er noch einmal genauer durch die Auffassung von Gott als Grund einer unveränderlichen rationalen Struktur der Wirklichkeit, in der Ontologie und Logik zusammenkommen, und durch die funktionale Instrumentalisierung von religiösen Praktiken als Zurichtung der seelischen Fähigkeiten für den Erwerb theoretischen Wissens charakterisiert.

Mit diesem Kritikbegriff des „Gottes der Philosophen“ evaluiert Suleiman die islamische Tradition und kritisiert die Identifizierung systematisch-theologischer Reflexion mit der Tradition griechisch inspirierter islamischer Philosophie und der rational(istisch)en Theologie des Kalām. Die oppositionelle Größe des „Gottes Abrahams“ verbindet Suleiman hingegen mit Wittgensteins Eintreten für eine eigenständige Grammatik religiöser Sprache. Er buchstabiert diese zu einem offenbarungstheologischen Ansatz aus, der nicht nach der Existenz Gottes, sondern nach der rechten Beziehung zu diesem Gott fragt. Konsequenter übersetzt er auch den ersten Teil des Glaubensbekenntnisses als „there is nothing worthy of worship except *Allah*“ (S. 94). Material konkretisiert Suleiman diese Opposition des „Gottes der Philosophen“ und des „Gottes Abrahams“ in der Frage der Gutheit Gottes. Suleiman will den Deutungsrahmen des kalām unterlaufen, der von der Einbindung des Gottesverständnisses in ein vorausliegendes Konzept von Gutheit bis hin zur Entleerung der Kategorie des Guten durch eine strikte Vorordnung der Allmacht Gottes reicht. Hierzu will er die Gutheit nicht als ein abstraktes Konzept, sondern in ihrer Bindung an eine islamisch-praktische Lebensform, die auf koranischer Grundlage ihre Gestalt gewinnt, verstehen: „For the Muslim

believer, the Qur'ān is the most important textbook of religious grammar, teaching him or her how to use words like ‚God‘ and His many names in an Islamically meaningful life“ (S.98).

Zusammenschauend kann man festhalten, dass die drei Beiträge eine ausgesprochen fruchtbare Anwendung von Wittgenstein auf Traditionen theologisch reflektierter Gottesrede bieten. Gemeinsam weisen sie auf einen in der interreligiös ausgerichteten Theologie bisher wenig repräsentierten Ansatz hin: Alle drei nehmen eine kritische Distanz zu Traditionen der philosophischen Gotteslehre ein und zeigen eine Konvergenz in offenbarungstheologischen Konzeptionen an, wobei die Radikalität in der Gegenüberstellung des „Gottes der Philosophen“ und des „Gottes Abrahams“ zwischen den Beiträgen variiert. Interessant wäre, alle drei Beitragenden genauer auf das Verhältnis von Philosophie und Theologie zu befragen. Denn weder eine offenbarungstheologische Konzeption noch eine Betonung der ethischen Gottesbeziehung kann sich der Frage nach einer argumentativ vermittelten Kriteriologie völlig entziehen. Die eigenständige Grammatik der Theologie droht sonst zur kompletten Äquivalenz des Sprachgebrauchs zu werden. Umgekehrt könnte gemeinsam diskutiert werden, dass es auch philosophische Traditionen gibt, die die Frage nach dem richtigen Leben in den Mittelpunkt stellen und selbst performativ mit Lebensformen verbunden sind.

Alle drei betonen zudem nicht nur die Eigenständigkeit der religiösen Rede, sondern stellen sie auch in den Kontext metaphorischer Sprache. Von hierher ergäben sich Ähnlichkeiten zu al-Ğurğānis Metapherntheorie, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts eine intensive Rezeption erfährt. Denn auch sie versteht Sprache weder als bloßes Abbild noch als die Addition von isolierten Einzelbedeutungen. Vielmehr betont sie die eigene Wertigkeit von syntaktischen Fügungen, die nicht paraphrasierbar und durch andere Ausdrücke ersetzbar sind. Dies wäre in aktuelle Forschungen zum Zusammenhang von Theologie und Metapherntheorie einzubeziehen. Dazu müsste man ebenfalls Wittgensteins Ablehnung, grammatische Analyse und Metapherntheorie in Verbindung zu bringen, neu diskutieren, wie es bereits Schönenbaumsfeld andeutet (S. 27 f.).

Schließlich ist zu betonen, dass gerade die Konvergenz in der fruchtbaren Figur des Dritten dazu motiviert, die jeweiligen theologischen Grammatiken nicht als ein beziehungsloses Nebeneinander, sondern aus der Verflechtung religiöser Praktiken und Sprachverwendungen zu betrachten. Die vorliegende Publikation, die selbst in einem fruchtbaren Gespräch endet, ist hierfür ein gutes und lesenswertes Zeugnis.